

Voraussetzungen für die Übernahme hochdeutscher Sprachstrukturen in die skandinavischen Sprachen

Autor(en): **Braunmüller, Kurt**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **28 (2000)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-858256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KURT BRAUNMÜLLER, HAMBURG

Voraussetzungen für die Übernahme hochdeutscher Sprachstrukturen in die skandinavischen Sprachen

1. Sprachtheoretische Überlegungen

1.1 Lange Zeit ging man in der strukturellen Linguistik, die sich in Europa meist auf Ferdinand de Saussure beruft, davon aus, dass Sprachen von ihrer Grundkonzeption her als Zeichensysteme zu verstehen seien. Dies führte u.a. dazu, dass sich bestimmte Grundannahmen als quasi vorgegeben verfestigten und kaum einmal ernsthaft in Frage gestellt wurden. Zu diesen Grundannahmen gehört, dass sich linguistische Codes auf seiten der Teilhaber einer Sprachgemeinschaft vom Prinzip her völlig zu entsprechen hätten,¹ wobei die Codeüberlappung – wenn schon nicht total – so doch möglichst gross zu sein hätte, damit Kommunikation überhaupt zustande käme.

Da es sich bei den meisten Zeichentheorien um Idealisierungen oder Abstraktionen handelt, wurden bestimmte ‚Störfaktoren‘ wie abweichende individuelle Realisierungen, soziale, regionale und stilistische Abweichungen als zu vernachlässigende Grössen in einen Randbereich (*parole* [bei de Saussure] oder *performance* [bei Chomsky] genannt) verdrängt, vergleichbar etwa der Behandlung des Luftwiderstands bei der Formulierung der Gravitationsgesetze in der Physik.

1.2 Inzwischen wurde, wie allseits bekannt, dieser Forschungsansatz in Teilen revidiert. Es kamen neue Disziplinen wie beispielsweise die Soziolinguistik hinzu, deren erklärtes Ziel es war, die Varietäten innerhalb eines linguistischen Codes zu beschreiben. Dennoch wurden wesentliche Grundannahmen der frühen, zeichentheoretisch fundierten strukturellen Linguistik nie ernsthaft in Zweifel gezogen.

Dazu gehört vor allem das Axiom, (a) dass der Mensch ein prototypisch einsprachiges (soziales) Wesen sei und, (b) dass sich die beim aktuellen Sprechen

¹ Dieser Gedanke liest sich bei de Saussure (1967:23) wie folgt: „Die Sprache besteht in der Sprachgemeinschaft in Gestalt einer Summe von Eindrücken, die in jedem Gehirn niedergelegt sind, ungefähr so wie ein Wörterbuch, von dem alle Exemplare, unter sich völlig gleich [!], unter den Individuen verteilt wären“.

auftretenden Divergenzen auf seiten der linguistischen Codes im Prinzip durch suppletive Sprachverwendungstheorien (im Rahmen der Soziolinguistik, der Dialektologie oder eines wie auch immer gearteten pragmalinguistischen Ansatzes) hinreichend beschreiben und damit erklären liessen.

1.3 Wie im folgenden noch zu zeigen sein wird, sind beide Annahmen vom Ansatz her falsch: Der Mensch, aus linguistischer Sicht als kompetenter Sprecher/Hörer oder wie auch immer definiert, ist von Natur aus ein *potentiell mehrsprachiges* Wesen. Daraus folgt, dass zeichen- oder informationstheoretische Modelle einer Sprachkompetenz, die von nur einem sprachlichen Code und von einer eindimensionalen Codeüberlappung ausgehen und Varietäten gleich welcher Art in suppletiven Theorien abhandeln, an jeder sprachlichen Wirklichkeit vorbeigehen. Diese Thesen gilt es zu explizieren.

1.4 Geht man mit Coseriu von einer prinzipiellen *Alterität des Sprechens*² aus, impliziert dieses soziale Faktum zweierlei, nämlich (a) das Sprechen wie (der) andere und (b) das Sprechen für (den) andere(n). Wie man aus der Dialektologie und Soziolinguistik hinlänglich weiss, prägen darüber hinaus (c) Varietäten (und nicht kommunikationstheoretische Idealisierungen) die sprachliche Realität, also das Sprechen.

Wenn somit die sozialen Ziele des Sprechens teils in der Verständigung in Übereinstimmung mit anderen und deren sprachlicher Tradition, teils im Verstandenwerden von anderen liegen, spielt es unter dem Gesichtspunkt der prinzipiellen Alterität des Sprechens keine Rolle, ob der Adressat nur eine dialektale oder sozial markierte Variante der eigenen Sprache oder eine ganz andere Sprache verwendet. Immer geht es vom Grundsatz wie von der Intention her um eine wie auch immer geartete *Anpassung*³ an den Adressaten, aber zugleich auch um eine *Partizipation* an der Redeweise, der Varietät des anderen, um kommunikativ etwas erreichen oder bewirken zu können.

Für den prototypisch mehrsprachig angelegten Sprecher/Hörer bedeutet dies also bei zugrundegelegter Alterität des Sprechens, dass das immer und prinzipiell vorhandene Divergieren der sprachlichen Codes auf seiten der anderen gegenüber dem eigenen Code – sei es nun auf dialektaler oder auch fremdsprachiger Ebene – in irgendeiner Form kompensiert werden muss. Eine solche Kompensation unter Zuhilfenahme anderer Varietäten (z.B. anderer Register, älterer Sprachformen, verwandter und nur passiv bekannter Ausdrücke, des Gebrauchs einer anderen Sprache) ist nur im Rahmen einer multilingualen Sprachkompetenz zu leisten. Keine monolinguale Sprachtheorie wäre dazu in der Lage.

² Vgl. u.a. Coseriu (1974:36, 40 u. passim); ausführlich dazu Schlieben-Lange 1997. Den Begriff ‚Alterität‘ hat Coseriu wiederum von Pagliaro übernommen.

³ Vgl. Trudgill (1986:1ff.): „accommodation“ unter Bezugnahme auf Giles/Smith 1979.

Innerhalb wechselseitig verstehbarer Varietäten und bei Dialekten (im Sinne von engl. *dialect* oder genetisch eng verwandten Sprachen⁴) wie auch im Falle von Fremdsprachen muss demnach eine kommunikative Brücke zum anderen gefunden werden. Eine solche Brücke kann von einem Lernprozess innerhalb eines Diasystems (im Sinne von Weinreich 1954), über das Lernen von ähnlichen/teilgleichen Varietäten genetisch verwandter Sprachen bis hin zum vollen Erwerb von Mehrsprachigkeit mit Fremdsprachen gehen.

Bei zugrundegelegter potentieller Mehrsprachigkeit von Individuen werden bei (aus welchen Gründen auch immer) nicht mehr tolerierbarem Nichtverstehen *alterale Strategien* aktiviert, um (je nach Anspruch und Erwartung) ein besseres Verstehen zu erreichen. Dies kann, wie noch zu zeigen sein wird, auf sehr unterschiedliche Weise geschehen.

1.5 Hinzu kommt, dass Mehrsprachigkeit ohne internen wie externen Sprachkontakt undenkbar ist. Sprachliche Varietäten, seien es nun wechselseitig verstehbare Dialekte oder (zunächst) unverständliche fremde Sprachen, können als soziale Phänomene nicht für sich selbst nebeneinander existieren, wenn zwischen den Sprechern dieser Varietäten kommunikative Beziehungen bestehen. Transfer in verschiedenen Ausprägungen und auf unterschiedlichen linguistischen Ebenen ist die unmittelbare Folge davon (vgl. allg. Thomason/Kaufman 1988). Transfereenzen werden nur dann gesellschaftlich akzeptiert, wenn sie sich als systemkonforme Übertragungen (Analogien) oder zulässige Parallelführungen sprachlicher Codes beschreiben lassen. Übergeneralisierungen und andere nicht-normenkonforme Übertragungen einschliesslich ‚kreativer Neubildungen‘ werden als Interferenzen stigmatisiert. Intendiertes Ziel ist das unbedingte Getrennthalten der beiden Codes, d.h. eine mehr oder weniger strikte Wahrung und Einhaltung der gesellschaftlichen Norm (im Sinne von Coseriu 1975).⁵

Bei offenkundig unvermeidlichen Entlehnungen und Anpassungen werden diese anfangs in einem wie auch immer gearteten Periphersystem untergebracht (‚Fremd‘wörter), um dann früher oder später ins Zentralsystem integriert zu werden (‚Lehn‘wörter, heimische Wörter), womit die Integration entlehnter Elemente vorläufig zu einem Abschluss gekommen wäre.

⁴ Vgl. Trudgill (1994:13 [u. 18ff.]): „Dialect contact I define as involving mutually intelligible varieties, while language contact is concerned with non-mutually intelligible varieties“ sowie Kloss (1978:25), nach dem sich *Ausbausprachen* wegen ihres Ausgebautseins, d.h. ihrer Standardisierung, als Sprachen definieren, während *Abstandssprachen* allein aufgrund ihrer soziologischen Verselbständigung als Sprachen und nicht als Dialekte gelten.

⁵ Dieses dogmatische Beharren der Gesellschaft auf der strikten Einhaltung ihrer Normen ist linguistisch kaum zu rechtfertigen und muss wohl andere als kommunikative Gründe haben. (Lediglich Dichtern werden gewisse kreative Freiräume zugestanden.) Kleinste Abweichungen in der phonetischen Realisierung können etwa zum sozialen oder regionalen Stigma werden, vom ausländischen Akzent einmal ganz zu schweigen. Die Normen der Schriftsprachen liegen dabei noch höher als die der gesprochenen Varietäten.

2. Kontakttypologische Überlegungen

Wenn es um den Vergleich von zwei (oder mehreren) Sprachen geht, deren Sprecher miteinander in Kontakt getreten sind, ist es sinnvoll, einen einheitlichen Katalog von Gesichtspunkten aufzustellen, nach dem die betreffenden Sprachen miteinander verglichen werden sollen.

Infrage kommen hierfür in erster Linie:

- (1) typologische,
- (2) sprachsystematische,
- (3) diatopische,
- (4) diastratische,
- (5) stilistische sowie
- (6) mediale Gesichtspunkte.

Andere, wie z.B. (7) bildungssprachliche Gesichtspunkte, sind zwar auch wichtig, gehören jedoch nicht in jedem Fall in einen allgemeingültigen Katalog kontakttypologischer Vergleichskriterien.

3. Sprachgeschichtliche Voraussetzungen für den Kontakt Hochdeutsch-Skandinavisch

3.0 In Thesenform und unter Bezugnahme auf das einleitende sprachtheoretische Kap. 1 sollen nachfolgend wesentliche Voraussetzungen für die Übernahme hochdeutscher Sprachstrukturen in die skandinavischen Sprachen (des Festlandes) dargestellt werden, um dann in einem weiteren Kapitel (4.) im Hinblick auf strukturelle Parallelen miteinander verglichen zu werden.

3.1 *These 1:* Der hochdeutsche Einfluss auf die skandinavischen Sprachen wurde durch den intensiven jahrhundertelangen Kontakt mit dem Mittelniederdeutschen eingeleitet und dadurch in entscheidender Weise ermöglicht und vorbereitet, was unter sprachtypologischem Gesichtspunkt betrachtet einer weiteren Annäherung an den Typus einer westgermanischen⁶ Sprache gleichkommt [typologisches Argument].

Damit haben wir es, im Sinne der hier zugrundegelegten Sprachtheorie (s. Kap.1), de facto ‚nur‘ mit einem typologischen Ausbau des Varietätenspektrums des in Skandinavien immer noch koexistenten Niederdeutschen zu tun. Wegen der starken typologi-

⁶ Darunter werden Sprachen vom Typus des Frühneuhochdeutschen, des Mittelniederdeutschen, des Mittelniederländischen oder des jüngeren Altfriesischen verstanden. Das Mittelenglische weicht aufgrund von Sprachkontakteinflüssen stärker von diesem Typus ab, insbesondere was die Wortstellung angeht.

schen Ähnlichkeit der beiden deutschen Diasysteme untereinander kann sogar davon ausgegangen werden, dass bilinguale Sprecher diese marginalen Unterschiede zwar registriert, sie jedoch nicht als grösseres Accommodationsproblem empfunden haben dürften.

3.2 These 2: Das Mittelniederdeutsche war seit jeher nicht nur nach Westen zum (Mittel-)Niederländischen, sondern vor allem auch zum Süden, d.h. zu den mittel- und oberdeutschen Dialekten hin, weit offen, was man schlagwortartig mit ‚interdialektaler Durchlässigkeit zum Hochdeutschen‘ bezeichnen könnte.⁷ Zu der genetisch bedingten *strukturellen Ähnlichkeit* tritt somit in etlichen Bereichen noch eine *substantielle Gleichheit* durch Transferprozesse – eine Entwicklung, die sich im Zuge des Niedergangs der Hanse stark beschleunigt hat⁸ und heute daran schuld ist, dass das Niederdeutsche (in allen Varietäten) eine lexikalische wie auch eine z.T. strukturell vom Hochdeutschen abhängige Sprache darstellt [sprachsystematisches oder strukturelles Argument].

Skandinavische Sprecher sprachen zu der Zeit, als das Hochdeutsche als Fremdsprache zunehmend an Einfluss gewann, bereits eine Varietät des Dänischen oder Schwedischen, die sich schon längst der früheren, ebenfalls westgermanischen Kontaktsprache Niederdeutsch in vielfacher Weise angepasst hatte. Nicht wenige Sprecher waren darüber hinaus noch aktiv (und nicht nur passiv) zweisprachig. Für beide Gruppen gab es keine grossen Accommodationsprobleme in bezug auf die neue Sprachsituation: Für rudimentär Bilinguale erwies sich die strukturelle Ähnlichkeit als Erleichterung beim Verstehen wie bei der Übernahme von Fremdwörtern aus dem Hochdeutschen. Voll bilingualen Sprechern in Skandinavien wird es so wie den Niederdeutschen ihrerseits gegangen sein, dass es ein leichtes war, beide Sprachen wegen ihrer strukturellen wie genetischen Ähnlichkeit beliebig zu mischen, problemlos zwischen diesen hin- und herzuschalten (Code-Switching⁹) oder bei Notwendigkeit sogar einen vollständigen Sprachwechsel zu vollziehen.

3.3 These 3: Das Niederdeutsche (bes. in seiner nordniedersächsischen überregional verbreiteten Manifestation) stellt im 16. Jahrhundert eine dialektal vermittelnde *Übergangsvarietät*¹⁰ zwischen dem Hochdeutschen als Sprache der aus dem Süden kommenden Reformation und den sich etablierenden nationalen Schriftsprachen Dänemarks und Schwedens dar. Wenn auch kein gleitender Übergang wie etwa zwischen verschiedenen mittel- oder oberdeutschen Mundarten untereinander zu beobachten ist, so kann dennoch von nahezu interdialektalen Übergängen zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen gespro-

⁷ Vgl. allgemein dazu z.B. Bichel (1985:1865).

⁸ Vgl. den rapiden Sprachwechsel in Norddeutschland (einschl. des Herzogtums Schleswig) in nachreformatorischer Zeit. (Die heute vorliegende quasidialektale Überdachung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche kam jedoch erst voll zum Tragen, als der intensive hochdeutsch-skandinavische Kontakt längst beendet war.)

⁹ Vgl. hierzu Nielsen (1877:9) mit einem allerdings recht späten hd.-dän. Beispiel aus Bergen vom Jahre 1632 (zit. in Jahr 1994:33f.).

¹⁰ Diese regionale Übergangs- oder auch Brückenfunktion macht sich auch im literarischen Bereich bemerkbar.

chen werden. Dies trifft nicht zuletzt für die schreibsprachlich wie auch für die orthoepisch standardisierten Formen zu.¹¹ Mit anderen Worten, der Sprachkontakt zum Hochdeutschen setzt den alten Kontakt Skandinaviens zum Deutschen unter etwas anderen, aber immer noch sehr ähnlichen Vorzeichen fort [diatopisches Argument].

Sprachtheoretisch gesehen stellte sich aus skandinavischer Sicht schnell eine aktive Partizipation am Hochdeutschen ein, weil die jahrhundertlang aktiv gewesene niederdeutsche Sprache jetzt als kommunikative Brücke zur neuen Zielsprache Hochdeutsch diente, was jedoch nun dazu führte, dass sie ihre funktionale Eigenständigkeit einbüßte.

Unter lerntheoretischem Gesichtspunkt könnte man auch sagen, dass das Niederdeutsche – sowohl in seiner ins Dänische oder Schwedische integrierten wie auch in seiner selbständigen Form – mehr und mehr nur noch die Rolle eines Bindeglieds zum Hochdeutschen spielte, das den sprachinternen Transfer begünstigte, und das zunehmend nur noch die Funktion einer diatopischen Übergangsvarietät zur neuen Vorbildsprache erfüllte.

3.4 These 4: Hoch- und Niederdeutsch stellen, soziolinguistisch gesehen, Ausbausprachen im Sinne von Kloss (1978) im Verhältnis zueinander dar. Bei beiden handelt es sich aber damals nur um teilstandardisierte/-kodifizierte Ausgleichssprachen, die nacheinander in vergleichbarer Weise zu *normprägenden Prestigesprachen* in Skandinavien geworden sind [diastratisches Argument].

Um soziales Prestige und Anerkennung in der Gesellschaft zu gewinnen, ist es – im Sinne des Prinzips der Alterität (vgl. Kap.1) – unerlässlich, genauso wie der andere zu reden. Es gilt, ihm nicht nur etwas mitzuteilen, ein kommunikatives Ziel zu haben, sondern man muss ihm auch sprachlich entgegenkommen, indem man seine Varietät lernt oder indem man ihm zumindest signalisiert, dass man bereit ist, ihn in seiner sprachlichen Andersartigkeit zu akzeptieren und sich auf ihn einzustellen. Hat nun eine bestimmte Gruppe der eigenen Sprachgemeinschaft mittels ihrer spezifischen Varietät gesellschaftliches Prestige erlangt, kann es angezeigt sein, diese Sprache aktiv zu lernen oder doch zumindest problemlos zu verstehen, wenn man gesellschaftlich aufsteigen bzw. dazugehören will.

3.5 These 5: Die grösste Wirkung des Sprachkontakts von seiten des Hochdeutschen lag – neben der Lexik – in stilistischer Hinsicht bei der Herausbildung einer schriftsprachlichen *Textnorm* für die im Entstehen begriffenen modernen nationa-

¹¹ Da sich das Hochdeutsche in Norddeutschland vorwiegend in schriftlicher Form und mit einer regionalen Leseaussprache verbreitete, werden norddeutsche Aussprachegewohnheiten bei direktem Kontakt mit Skandinaviern am ehesten eine Rolle gespielt haben. Aus mittel- und oberdeutscher Sicht übernimmt somit das niederdeutsche sprachliche Kontaktgebiet eine quasi artikulatorische ‚Aufbereitung‘ des Hochdeutschen für die Rezeption durch Dänen, Schweden und Norweger.

Man beachte ferner, dass Luthers ostmitteldeutsche Sprachform selbst wiederum in einer Übergangslandschaft zwischen dem Niederdeutschen und dem Mitteldeutschen angesiedelt war, was die Akzeptanz wie auch die Integrierung seiner Sprachformen nicht nur im niederdeutschen, sondern gerade deshalb auch im skandinavischen Raum erheblich erleichtert haben dürfte, weil die Differenzen im Vergleich zum übrigen Oberdeutschen geringer waren (vgl. dazu Hartweg/Wege-
ra 1989:61).

len Schriftsprachen Skandinaviens. Vorbildfunktion hatten hierbei Luthers Bibelübersetzungen für die *Bibel Christians III.* (1550) in Dänemark sowie vor allem für die *Gustav-Vasa-Bibel* (1541) in Schweden, was sich z.B. in der Zunahme bestimmter hochdeutsch geprägter Wortstellungsmuster¹² wie in bezug auf den gesamten Satzbau zeigt [stilistisches Argument].

Befördernd wirken Vorbilder, wenn sie mit anderen erstrebenswerten Faktoren korrelieren. Die Übernahme des reformierten Glaubens fiel zeitgleich mit der Herausbildung einer verbreiteten Schriftlichkeit zusammen. Es bildeten sich Druckersprachen und andere Textnormen heraus, wofür die neue Kontaktsprache Hochdeutsch (zusammen mit dem Niederdeutschen) ein wichtiges Vorbild abgab. Auf diese Weise kam zur neuen Glaubenslehre eine Sprachform, die nicht nur die Norm der Bibelübersetzungen, sondern die ganz allgemein auch die Norm der neuen Schriftlichkeit prägte und so Ordnung und Ausgleich unter bis dahin konkurrierenden Varietäten schaffte. Strukturelle Transfermöglichkeiten innerhalb der Varietäten des Deutschen erleichterten diesen Prozess erheblich.

3.6 These 6: Während Mittelniederdeutsch zu Beginn des Sprachkontakts mit Skandinavien erst die gesprochene Sprache und danach die Schriftsprache in Skandinavien prägte, war der Kontakt Dänemarks und Schwedens zum Hochdeutschen vor allem wegen der normprägenden Funktion der Lutherbibel in erster Linie und von Anfang an schriftlicher Natur. Dieser Umstand einer dominanten *Schriftlichkeit* erklärt zugleich den nachhaltigeren Einfluss des Hochdeutschen in der Syntax wie der Wortstellung der skandinavischen Sprachen, da sich schriftlich fixierte Normen leichter normativ beeinflussen lassen, zumal die Drucklegung zentral überwacht wurde [mediales Argument].

Generell lässt sich sagen, dass die zweite Hälfte der frühneuhochdeutschen Periode (von ca. 1500 bis 1650) eine Periode war, bei der überhaupt zum ersten Mal das mediale Argument ernsthaft eine Rolle spielen konnte. Dazu haben nicht nur der Buchdruck, insbes. der mit beweglichen Lettern, sondern generell die nahezu galoppierende Zunahme der Schriftlichkeit in allen Lebensbereichen beigetragen – von Privatbriefen und Flugschriften angefangen bis hin zur Verbreitung von Bibelausgaben (in Luthers und den Übersetzungen von anderen) sowie von Rechtstexten (vgl. u.a. die *Peinliche Gerichtsordnung* von Kaiser Karl V. von 1532) in der Volkssprache. Diese Feststellungen gelten der Tendenz nach auch für Skandinavien.

Unmittelbare Folgen dieser Entwicklung im skandinavisch-norddeutschen Kontaktgebiet waren (1) eine *mediale Diglossie* mit Niederdeutsch als mündlicher Varietät und Hochdeutsch als Schriftsprache, (2) die Entstehung von weiträumigen Territorial- und Verkehrssprachen mit sprachlandschaftsübergreifendem Informationsaustausch sowie schliesslich (3) die Überwindung des hochdeutsch-niederdeutschen Sprachgegensatzes (so Gernentz 1987:60f.). Von diesen vielfältigen Anpassungs- und Ausgleichsprozessen profitierten ihrerseits die Leser hochdeutscher Texte in Skandinavien, weil sich dadurch die Anzahl der Varietäten reduziert, was die passive Verständigung wie auch die aktive Mehrsprachigkeit wesentlich erleichtert haben dürfte.

¹² Vgl. hierzu Birgit Stolt in diesem Band.

3.7 These 7: Sowohl das Hochdeutsche wie das Dänische und Schwedische waren in ihren schriftsprachlichen Manifestationen stark von der lateinischen Schreib- und Stiltradition beeinflusst, so dass sich oft nicht entscheiden lässt, ob z.B. bestimmte Wortstellungsmuster in skandinavischen Texten hochdeutschen oder lateinischen Ursprungs sind. Latein ist in Skandinavien oftmals in denselben oder doch in zumindest ähnlichen sprachlichen Domänen wie auch das Hochdeutsche vertreten¹³ [bildungssprachliches Argument].

Mehrsprachige tendieren erfahrungsgemäss dazu, dem „principle of least effort“ folgend, ihre sprachlichen Codes soweit wie möglich parallel zu führen, um den Lernaufwand zu reduzieren. Wer z.B. als schwedischer Kanzleischreiber oder Kaufmann – neben der Bildungssprache Latein – bereits Niederdeutsch gelernt hat und nun auch noch Hochdeutsch lernen soll, ist gleich mehrfachem Transfer innerhalb seiner multilingualen Sprachkompetenz ausgesetzt.¹⁴ Ein Ausweg bietet sich an, wenn z.B. – wie bei der Syntax (vgl. Kap. 4.2 (4)) – dieselben Wortstellungsmöglichkeiten in allen drei oder vier Sprachen akzeptiert werden. Wenn sich aus dieser Möglichkeit eine neue, zu einer oder mehreren Fremdsprachen weitgehend parallele Norm ergeben sollte, dürfte diese sicher als *kommunikative Erleichterung* empfunden werden und sich deshalb schnell durchsetzen. Auf diese Weise trägt die individuelle wie gesellschaftliche Mehrsprachigkeit zum Sprachwandel bei, ohne dass diese Änderung der Norm bei einer der am Kontakt beteiligten Sprachen als unakzeptabel oder auch gewöhnungsbedürftig empfunden worden wäre.

4. Strukturelle Vergleiche zwischen dem Nieder- und dem Hochdeutschen in bezug auf das Dänische und Schwedische

4.1 Vergleich Niederdeutsch – Skandinavisch

In einer zurückliegenden Arbeit mit beinahe demselben Titel (s. Braunmüller 1989/1993) habe ich das Niederdeutsche (und seine Varietäten) mit dem Dialektsystem des Festlandskandinavischen im Hoch- und Spätmittelalter verglichen. Die dort herausgearbeiteten Ergebnisse sollen in diesem Zusammenhang nochmals in aller Kürze rekapituliert werden, da sie eine unabdingbare Voraussetzung für die Thesen 1, 2 und 3 darstellen.

¹³ Vgl. parallel dazu Stolt (1964:64f.), die auf Latein u.a. als Lern- und Schulsprache, als Spielsprache, als Schreib- und Lesesprache, als Sprache der Wissenschaft sowie als Sprache der Liturgie für den deutschen Sprachraum zu sprechen kommt.

In bestimmten Domänen, insbes. bei der reformatorischen Theologie (als Wissenschaftsdisziplin wie in der Praxis als Sprache des Gottesdienstes), aber auch in der Funktion als überregionale Verkehrs- und Schreibsprache konkurrierten oder koexistierten Latein neben Hochdeutsch in Skandinavien, was früher oder später zu einer gewissen *Mehrsprachigkeit* bei Theologen, aber auch bei Kanzleimitarbeitern und anderen Schreibern etwa im juristischen oder kaufmännischen Bereich führen musste.

¹⁴ Wollin (1987:225) spricht in ähnlichem Zusammenhang sogar von einer regellosen Vermischung von dreier grammatischer Systeme, hier allerdings ohne Beteiligung des Lateinischen: Altschwedisch (Birgittiner/Vadstena-Schwedisch), Lutherdeutsch und Neuschwedisch.

Dieser frühere Vergleich der Diasysteme der beiden Sprachen hat zunächst ergeben, dass es bereits seit Beginn der Sprachkontakte zur Hansezeit (Gotland-Fahrer) sehr viele *Gemeinsamkeiten* gibt, die teils auf enge genetische Verwandtschaft, teils auf parallel verlaufene typologische Entwicklungen zurückzuführen sind.

Im Bereich des *Vokalismus* fällt als erstes die nicht-eingetretene (alt- wie frühneuhochdeutsche) Diphthongierung¹⁵ auf. Ferner sind in etlichen skandinavischen Dialekten wie auch im Niederdeutschen eine Absenkung der hohen kurzen Vokale sowie substantiell gleiche Parallelentwicklungen im Neben- und Endtonsilbenvokalismus zu beobachten.

Das auffälligste gemeinsame Merkmal beim *Konsonantismus* stellt das Fehlen der sog. 2. oder oberdeutschen Lautverschiebung dar. Ferner tritt Nasalschwund vor Spiranten in beiden Sprachengruppen auf.

Die *Flexionsmorphologie* ist gekennzeichnet durch einen weitgehenden wie parallelen Abbau von Distinktionen wie z.B. der Dativ- und Akkusativflexion im Pronominalbereich zugunsten eines Casus-rectus/obliquus-Systems oder der Abschaffung jeglicher Kasusmarkierungen im Nominalbereich (mit Ausnahme des Genitivs und, bei fehlender Apokope, des Dativs). Substantielle Übereinstimmungen finden sich u.a. bei den Personalpronomina, den Numeralia und teilweise bei den Demonstrativa. Gemeinsam ist auch die tendentielle Aufgabe der Kongruenz im Nexusbereich, also zwischen Subjekt und Prädikat, die im Spätmittelalter zunehmend nur noch eine einheitliche Flexionsform für den Singular bzw. den Plural beim Verb vorsah.

Im Bereich der *Syntax* gibt es etliche typologische Parallelen, von denen die strikte Verbzweitstellung (SVO) wohl die markanteste sein dürfte. Demzufolge finden sich auch weitere davon abhängige Merkmale wie etwa die sog. Inversionsstellung (–VS–) im Hauptsatz oder dieselbe unmarkierte Abfolge zwischen indirektem Objekt und direktem Objekt (–IO, DO–). Im Gliedsatz ist die Stellung des finiten Verbs in beiden sprachlichen Diasystemen noch nicht endgültig festgelegt, d.h. das Verbum finitum kann an zweiter Stelle oder gegen Ende des Satzes stehen, wobei die absolute Endstellung nur eine von mehreren Möglichkeiten darstellt. Zwar zeichnet sich in den skandinavischen Sprachen bereits die heute übliche Zweitstellung ab, eine Endstellung scheint jedoch noch immer tolerierbar – auch wenn es sich bisweilen nur um eine hochmarkierte Variante bei bestimmten Textsorten handeln mag.

In keinem der genannten grammatischen Teilbereiche gibt es somit nennenswerte Schwierigkeiten, niederdeutsche Sprachelemente zu integrieren. Dies gilt vor allem für den *lexikalischen* Bereich, sowohl was den Vokalismus und den Konsonantismus, aber auch was die Phonotaktik und damit den Silbenbau angeht (vgl. dazu Braunmüller 1989:16–23 u. 1993:146–158).

Bei der *Wortbildung* ist sogar eine fast dramatisch zu nennende Annäherung des Ostskandinavischen an im Westgermanischen übliche Wortbildungsmuster

¹⁵ Vgl. germ. /ō, ē / > ahd. /uo, ia/ mit jedoch gegenläufiger Monophthongierung von germ. /au, ai/ > as. /ō, ē/ bzw. mhd. /ī, ū, ŷ/ > frnhd. /ai, [ou/au], oi/.

(hier in Form des Niederdeutschen) festzustellen, was sich besonders in der starken Zunahme von Präfigierungen wie aber auch in der Übernahme etlicher neuer Suffigierungsmorpheme zeigt.

4.2 Vergleich Hochdeutsch – Skandinavisch

Wichtigste Voraussetzung für die relativ problemlose Integration hochdeutscher Sprachelemente ins Dänische wie Schwedische war, dass sich diese beiden ostskandinavischen Sprachen spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem Typus einer westgermanischen Sprache soweit angenähert hatten [These 1], so dass es nun ohne weiteres möglich war, auch Elemente aus dem dem Niederdeutschen substantiell wie strukturell sehr ähnlichen Hochdeutschen und seiner Varietäten zu übernehmen. Damit tritt erneut eine Entwicklung ein, die in der bereits erwähnten prinziellen Offenheit des Niederdeutschen nach Süden, also zum Hochdeutschen, implizit angelegt war [These 2] und die sich nun in ähnlicher Weise im Kontakt mit den ostskandinavischen Sprachen wiederholte.

War beim Kontakt mit dem Niederdeutschen der Handel und der Import von Waren und Kulturtechniken die treibende Kraft für die Übernahme auf skandinavischer Seite, stellen nun – ausser dem weiter florierenden Handel – vor allem die Reformation und der Ausbau der intensiven kulturellen Kontakte zum mitteleuropäischen Kontinent die Hauptmotivationen für diese *neue Variante des Sprachkontakts nach Süden* dar. Aus hochdeutscher Sicht hatte damit das Niederdeutsche eine vorbereitende Brückenfunktion für die Integration dieser dialektal ähnlichen Sprachelemente ins Dänische und Schwedische [These 3]. Es wurden zum zweiten Mal Varietäten integriert, die sich aus formalen Gründen nicht oder nur mit Mühe ausgrenzen liessen.¹⁶ Der Eindruck eines Fremdkörpers, wie etwa bei Anleihen aus der À-la-mode-Sprache Französisch, stellte sich jedenfalls zu keiner Zeit ein.¹⁷ Wie schon bei dem Verdrängungsprozess im deutschen Sprachraum zu beobachten, repräsentiert das Hochdeutsche nun auch in Skandinavien eine Sprache der Gebildeten, die nicht nur wegen ihres kulturellen Mehrwerts und Prestiges, sondern auch wegen ihrer relativ grossen strukturellen Ähnlichkeit zu den einheimischen Sprachen nicht nur schnelle Akzeptanz fand, sondern auch in normativ-stilistischer Hinsicht *Leitfunktionen* übernahm.

Beim strukturellen Vergleich mit dem Hochdeutschen sind – neben etlichen Parallelen¹⁸ – ganz allgemein folgende Faktoren hervorzuheben:

¹⁶ Dennoch ginge es m.E. etwas zu weit, wie Möckelmann (1968:v) zu behaupten: „Zeitweise war die schwedische Sprache in Gefahr, ein deutscher Dialekt zu werden.“

¹⁷ Möckelmann (1968:252) weist darauf hin, dass bei der *Gustav-Vasa-Bibel* der Einfluss des Niederdeutschen eingedämmt werden sollte. Anstelle von niederdeutschen Wörtern wurden nun allerdings (neben schwedischen) *hochdeutsche* Lehnwörter verwendet, was offenbar problemlos möglich gewesen sein musste.

¹⁸ Wie man solche substantiellen und strukturellen Übereinstimmungen und daraus abzuleitende Korrespondenzregeln in heutiger Zeit für Unterrichtszwecke nutzen kann, wird in Braunmüller (1996) dargestellt.

Im Bereich des *Vokalismus* erweist sich die frühneuhochdeutsche Diphthongierung nicht als besonders grosses Verstehenshindernis, was auf zwei Gründe zurückzuführen ist: Zum einen enthält das Diasystem des Ostskandinavischen ebenfalls alte germanische wie neue sekundäre Diphthonge¹⁹. Zum anderen lassen sich die entsprechenden Korrespondenzregeln schnell erlernen, was sich leicht am problemlosen Verstehen vom alemannisch *hūs* oder *hys* für ‚Haus‘ durch andere Sprecher des Deutschen demonstrieren lässt. Andere Veränderungen im Vokalismus, wie etwa die Absenkung bestimmter Vokale (mit oder ohne gleichzeitige Entrundung) oder eingetretener bzw. unterbliebener Umlaut,²⁰ dürften wie schon beim Kontakt mit dem Niederdeutschen wegen des stabilen konsonantischen Rahmens ebenfalls keine ernsthaften Verstehenshindernisse dargestellt haben.

Beim *Konsonantismus* stellt zweifellos die 2. oder oberdeutsche Lautverschiebung mit ihren Spirantisierungen und Affrizierungen²¹ das grösste strukturelle Hindernis für Entlehnungen dar. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass diese phonologische Korrespondenzregel nicht ins Skandinavische übernommen wurde, was einerseits die starke typologische Verankerung des Niederdeutschen belegt, was andererseits aber auch zeigt, dass das Hochdeutsche weniger als selbständige Varietät, sondern vielmehr als *Erweiterung* des Niederdeutschen in Richtung auf ähnliche (d.h. hier genetisch eng verwandte) Dialekte eine Rolle spielte [Thesen 2 u. 3]. Die sog. binnendeutsche Konsonantenschwächung als weiteres wichtiges dialektales Merkmal ist dem Skandinavischen von der Sache her nicht fremd.²² Der im Hochdeutschen meist unterbliebene Schwund von Nasalen vor Spiranten stellt ebenfalls kein Problem dar, da dabei gegen keine phonotaktische Regel verstossen wird.²³

¹⁹ Die alten germanischen Diphthonge finden sich in den Randgebieten des Schwedischen (auf Gotland, in West- u. Südwest-Finnland), während sich die neuen Diphthonge im Ostskandinavischen (a) als Ergebnis von Konsonantenschwächungen und anschliessender Konsonantenvokalisierung im Dänischen wie (b) dann auch im ehemals dänischen Schonen, also im Übergangsbereich zum sehr diphthongreichen Dänischen, herausgebildet haben. Korrespondenzen zwischen Varietäten mit und ohne Diphthonge waren im ostskandinavischen Sprachraum, von Norwegen einmal ganz zu schweigen, also etwas völlig Normales, etwas womit man bei interdialektaler Kommunikation immer zu rechnen hatte.

²⁰ Vgl. mitteldt. *bīne* [sächsisch] oder oberdt. *bēne* [schwäbisch] für ‚Bühne‘; *Türe* neben *Tür* oder *Sache* neben (nur noch dialektal) *Sach*; (*be*)*nützen* neben (*be*)*nutzen* oder *drücken* vs. *drucken*, hier allerdings mit regionaler Bedeutungsspaltung/-differenzierung.

²¹ Dass es im gesamten skandinavischen Norden auch etliche solcher Prozesse gibt, sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Sie verlaufen jedoch substantiell wie von den sie auslösenden Faktoren her völlig anders, was u.a. in Bandle (1973:79–82 u. Karte 17) nachgelesen werden kann.

²² Man vergleiche hierzu etwa Bandle (1973:70f.) und bes. Karte 15, aus der klar zu ersehen ist, dass grosse Teile der norwegischen Südküste sowie weite Bereiche Südschwedens, die beide im Kontakt bzw. Einflussbereich des Dänischen standen, entsprechende Lenisierungserscheinungen hervorgebracht haben. Eine Zuordnung zu den entsprechenden stimmlosen Verschlusslauten ist, wie im Deutschen, völlig unproblematisch.

²³ Nasale Formen wie oberdt. *zais* [schwäbisch] für hd. *Zins* bleiben ohne Folgen, da hier kein Neuerungs- oder Ergänzungsbedarf besteht. Zu den Nasalen allgemein vgl. altskand. *gás/gås* mit Nasalschwund wie auch mnd. *gōs* ‚Gans‘ [genetisches Erbe] vs. skand./deutsch *Hans* (EN) oder skand. *hang* ‚sein-‘ ohne Schwund [Entlehnung bzw. morphologischer Prozess].

(3) Bezüglich der *Flexionsmorphologie* befinden sich auch in mittel- wie oberdeutschen Dialekten die Kasusdistinktionen auf dem Rückzug, zumal wenn noch Apokopierung eingetreten ist. In keinem Fall tragen, wie schon anlässlich des Mittelniederdeutschen festgestellt, Flexionsendungen mehr Wesentliches zur grammatischen Dekodierung bei.²⁴ Personal- und andere Pronomina blieben ebenso wie die Numeralia von diesen im 16. Jahrhundert neu einsetzenden Sprachkontaktprozessen unberührt, da es keinen Neuerungs- oder Ersatzbedarf gab. Auch hier zeigt sich wieder einmal, dass Hochdeutsches nur dann Platz greifen kann, falls *Ergänzungsbedarf* in der Zielsprache vorliegt. Von einer (systematischen) Ersetzung niederdeutscher durch hochdeutsche Elemente (etwa infolge von Sprachplanung oder druckersprachlichen Präferenzen) kann im Dänischen oder Schwedischen allenfalls in bestimmten Bereichen der Lexik, nicht jedoch bei Funktionswörtern oder anderen grammatischen Erscheinungen des Zentralsystems die Rede sein. Der typologische Umbau des Ostskandinavischen scheint also, was die Kernbereiche der Morphologie anbetrifft, eindeutig vor dem Kontakt mit dem Hochdeutschen abgeschlossen zu sein.

(4) Die *Syntax* ist, wie zuletzt von Rösler (1997:132) völlig zu recht bemerkt, eher von Gemeinsamkeiten als von Unterschieden geprägt. D.h. wenn sich das Niederdeutsche des 15. und 16. Jahrhunderts vom Frühneuhochdeutschen in syntaktischer Hinsicht unterscheidet, liegen nicht regionalsprachliche, sondern eher textsortenspezifische Gründe vor. Da in beiden Sprachen des Deutschen eine schriftsprachliche Norm erst im Entstehen begriffen war (vgl. die Lübecker Norm einerseits und die Luthersprache andererseits), war die Bandbreite der ebenfalls (noch immer) möglichen Wortstellungsmuster grösser, als dies etwa im Hochdeutschen der neueren Zeit der Fall ist.

Typisch für das Dänische wie Schwedische des 15. und erst recht des 16. Jahrhunderts ist dennoch eine am Frühneudeutschen gemessene ziemlich variationsarme syntaktische Textnorm, die eine nur geringe kategoriale Varianz vor allem bei der Belegung des Fundamentfelds (meist ist es das Subjekt, seltener sind es Adverbien und kaum einmal extraponierte Objekte) oder bei der Abfolge der anderen nicht-verbalen Satzglieder in Hauptsätzen als unmarkierte Wortstellung vorsieht. Die Stellungsmöglichkeiten von Satzgliedern in Nebensätzen scheinen hingegen deutlich freier gewesen zu sein, was sicher mit nachhaltigem nieder- wie hochdeutschem Einfluss und seinen typologisch anders gearteten Stellungsmustern zusammenhängen dürfte.²⁵ Trotz dieser gewissen Stereotypie der Satz-

²⁴ Vgl. dazu Braunmüller (1995:52–54 u. 59–65). Auslautverbänden kommt in keinem Fall irgendeine grössere Bedeutung zu, da syntaktische Beziehungen wie auch bestimmte Wortstellungsprinzipien (z.B. Abfolge von indirektem und direktem Objekt) weitgehend übereinstimmen und im Zweifelsfall kompensatorisch wirken.

²⁵ Vgl. hierzu etwa Nyström (1985:217), wo auf zwei verschiedene Nebensatztypen verwiesen wird: „Båda ledföljderna innebär att finit verb från sin andra plats förskjuts mot satsslutet. Vid kliven ledföljd ställs finitet vanligen i satsfinal position, medan modern bisatsledföljd endast innebär en förskjutning till tredje plats [also: (Konj.) – 1. Subjekt – 2. (Satz-)Adverb – 3. Verb].“ Sowie: „På grund av det starka tyska inflytandet i början av äldre nysvensk tid vinner kliven ledföljd snabbt spridning i vissa skriftspråksgenrer [z.B. in Gesetzestexten].“

muster und damit der Textstruktur insgesamt war dennoch gerade die Wortstellung so offen für äussere Einflüsse wie niemals mehr in späterer Zeit. Dies hängt nicht nur mit den Sprachkontakten zum Deutschen insgesamt zusammen – man denke nur an die Einflüsse der Lübecker Schriftnorm bei der Übernahme von Stadtrechten oder an die Vorbildfunktion der Lutherübersetzungen –, sondern lässt sich jetzt mit der massiv und auf breiter Front einsetzenden allgemeinen Schriftlichkeit erklären, die sich in einer Fülle von neuen Textsorten manifestiert und oftmals auch noch vom Einfluss der Bildungssprache Latein [These 7] auf seiten der am Kontakt beteiligten Sprachen überlagert wird. Ein direkter Einfluss des Lateinischen z.B. auf das spätmittelalterliche Schwedische darf dabei nicht ausser acht gelassen werden, was eng mit der Tätigkeit der Birgittinerordens und der damit verbundenen Erneuerungsbewegung zusammenhängt.²⁶

(5) Im Bereich der *Lexik* und der *Wortbildung* setzt sich der seit niederdeutscher Zeit begonnene Kontakt stetig, wenn auch unter anderen Vorzeichen fort: Die nun schon fest im Skandinavischen etablierten westgermanischen Prä- und Suffixbildungen werden weiter kontinuierlich ausgebaut, was jedoch keine neue Qualität in diesen Sprachkontaktprozess bringt. Die Übernahme hochdeutscher Lexeme ist, wie jeder lexikalischer Entlehnungsvorgang, an sich unspektakulär, weil dies die in jeder Sprache am häufigsten zu beobachtende Kontakterscheinung darstellt. Lediglich beim Eingreifen von Sprachpflege oder Sprachpolitik kann es zu grösseren Umschichtungen kommen, was jedoch in typologischer wie theoretischer Hinsicht ebenfalls keine spezielle Aufmerksamkeit erregen kann.

Kurz zusammengefasst lässt sich sagen, dass der Kontakt zum Hochdeutschen ohne den vorherigen Kontakt zum Mittelniederdeutschen in dieser Form nicht oder kaum in diesem Ausmass denkbar gewesen wäre. Alle wesentlichen typologischen wie strukturellen Umstrukturierungen waren allerdings zu Beginn des 16. Jahrhunderts längst abgeschlossen, so dass es sich nun in erster Linie um den *Ausbau* bereits etablierter Wortbildungsmuster bzw. um *Umstrukturierungen* innerhalb des Wortschatzes handeln kann. Oder anders gewendet, das Hochdeutsche stellt eine dem Niederdeutschen typologisch ähnliche Sprache dar, die sich wie eine diatopische Erweiterung des seit Jahrhunderten bestehenden Kontakts zum Süden ausnimmt. Sieht man einmal von der Lexik ab, liegen allein auf das Hochdeutsche beschränkte Kontaktphänomene nicht vor.

²⁶ Vgl. Wollin (1987:227): „Es geht [daraus] hervor, dass Martin Luther trotz seiner grossen Bedeutung nicht allein die Sprachform der schwedischen Reformationsbibel bestimmt hat; ebensowenig ist die einheimische mittelalterliche Tradition oder das Erneuerungsstreben in der Anpassung an die Umgangssprache der einzige Leitstern gewesen. [...] Das Resultat war eine reich variierte schwedische Bibelsprache.“ Mit diesen anderen Einflüssen sind neben den Übersetzungen von Erasmus vor allem die Tätigkeiten des Birgittinerordens von Vadstena gemeint.

Für das schwedische *Neue Testament* von 1526 nahmen demgegenüber – nach Evers (1984:179) – neben der *Vulgata*-Übersetzung des Erasmus in erster Linie die beiden Hamburger und Wittenberger niederdeutschen Übersetzungen des Lutherischen *Neuen Testaments* eine prägende Rolle ein, was unsere These 3 von der Brückenfunktion des Niederdeutschen aufs beste unterstreicht.

Die Masse der Entlehnungen betrifft somit im weitesten Sinne ‚nur‘ den *Wortschatz*. Bezüglich der *Syntax* sind die Übereinstimmungen trotz allem so stark, dass die durch Luthers Sprachstil neu oder wieder ins Bild gekommenen Wortstellungsmuster und syntaktischen Konstruktionen²⁷ sich ohne weiteres auch im Niederdeutschen wiederfinden lassen.²⁸

Im Verhältnis zur heutigen Sprachsituation in Norddeutschland lagen im Ostseeraum des 16. Jahrhunderts die Dinge also genau umgekehrt: Hochdeutsches wurde in das niederdeutsche Superstrat Skandinaviens integriert, während heutzutage niederdeutsche Parallelismen zum Hochdeutschen in Form von homophonen oder homologen Diamorphen und anderen (z.B. syntaktischen) Isomorphien das regionalsprachliche Bild prägen.²⁹

5. Mehrsprachigkeit und Sprachwandel: ein vorläufiges Fazit

Geht man, wie einleitend ausgeführt, grundsätzlich (1) von einer individuellen und damit indirekt auch von bestimmten Formen gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit sowie (2) dem Prinzip der Alterität als prototypischen Eigenschaften von Sprechern aus, stellt sich nun die Frage des Sprachkontakts und des Sprachwandels in neuem Licht dar. Das Besondere und Erklärungsbedürftige sind nun nicht so sehr die mehr oder weniger starken Transferenzen von einem von aussen einwirkenden fremdsprachlichen Code auf den muttersprachlichen Code, sondern jetzt gilt es, den *internen Sprachwandel* im Rahmen einer *multilektalen Sprachkompetenz* zu fassen.

Zu Beginn des intensiveren Kontakts mit dem Hochdeutschen am Anfang des 16. Jahrhunderts lagen vielfältige Formen der Mehrsprachigkeit in Skandinavien vor: Zum einen waren weite Kreise aufgrund des allgegenwärtigen Sprachkontakts mit dem Niederdeutschen seit langem zumindest passiv zweisprachig. Man verstand niederdeutsche Varietäten so gut, dass auf jeden Fall eine semikommunikative Verständigung mit den Nachbarn aus dem Süden ohne grössere Probleme möglich war (vgl. allgemein dazu Braunmüller 1995, 1997, 1998).

Die neuen Kontakte mit dem Hochdeutschen hatten bei den aktiv mehrsprachigen Sprechern eine wie auch immer geartete Dreisprachigkeit zur Folge, die noch mit einer funktionalen Mehrsprachigkeit mit dem Lateinischen einhergehen

²⁷ Vgl. Zeevaert (im Druck: 3.4.), wo es um die enklitische Verschmelzung eines Personalpronomens in der dritten Person mit einem vorangestellten Verb geht: schwed. *The ther ordet höra och anammat* ‚die das Wort hören und es annehmen‘ [*Gustav-Vasa-Bibel*: Markus 4, 20] (vgl. Luther: Markus 4, 20 ... *vnd nemens an* ‚und sie nehmen es an‘). Diese Konstruktion erfuhr über den Einfluss der Luther-Bibel eine Wiederbelebung in der *Gustav-Vasa-Bibel*.

²⁸ Vgl. Zeevaert (im Druck: 3.4. [2]): mnd. NT von 1523: Markus 14, 44: ... *Welcken ick küssen werde, de isset* ... ‚welchen ich küssen werde, der ist’s‘ (dito schon 1480; *Gustav-Vasa-Bibel*: 1541: ... *Hwilken iagh kysser, then äret* ...).

²⁹ Vgl. hierzu Hansen-Jaax (1995). Inwieweit sich auch noch das Code-Switching zwischen damals und der heute parallelisieren lässt, stellt sicher eine interessante Fragestellung dar, der jedoch in diesem Rahmen leider nicht nachgegangen werden kann.

konnte. Selbst nur passiv mehrsprachige Skandinavier werden die hochdeutsche Sprache zumindest als dialektale Erweiterung des Niederdeutschen mit neuem Sozialprestige (Sprache der reformierten Kirche) und grösserem kommunikativen Radius aufgefasst haben.

Zur Beschreibung der Kompetenz der aktiv wie der nur rezeptiv mehrsprachigen Sprecher stellt sich bei typologisch wie strukturell ähnlichen Sprachen also nicht mehr primär die Frage nach Transferenzen, sondern danach, wie (1) bestimmte periphere Strukturen *verstärkt*, (2) obsolete (weil veraltete oder wie auch immer restringierte) Strukturen *reaktiviert* und wie schliesslich (3) Markierungen und Parametrisierungen *angepasst* und ggf. *umgekehrt* werden können, um mit geringstmöglichem Aufwand die grösstmögliche kommunikative Effizienz in dieser neuen Sprachsituation zu erreichen. Nur mit einer solchen *Optimierungstheorie* lassen sich die sehr selektiven Übernahmen aus dem Hochdeutschen in die skandinavischen Sprachen erklären.

Weshalb sollte man etwa phonologisch ‚unpassende‘ Wörter als Fremdwörter aus dem Hochdeutschen übernehmen, wenn hierfür frühere Entlehnungen aus dem Niederdeutschen bereits im Gebrauch waren? Weshalb soll man andersartige Wortstellungsmuster verwenden, wenn auch noch andere koexistierende Abfolgen von Satzgliedern in der betreffenden Sprache möglich sind?³⁰ Bei interdialektaler Durchlässigkeit zwischen genetisch wie typologisch verwandten Sprachen und im Rahmen einer multilektalen Kompetenz stellen sich Probleme dieser Art nämlich nicht, da der (zumindest passiv) mitbeherrschte Code ausreichend Ausweichmöglichkeiten bietet, hier suppletiv in die Bresche zu springen. Dies lässt sich gut an der Produktivität von bestimmten nieder- wie auch hochdeutschen Wortbildungsprä- und -suffixen in den skandinavischen Sprachen zeigen. Zugleich verringert sich so der Ballast von Übernahmen in der Empfängersprache, was Mehrsprachige ebenfalls als Erleichterung bei der alltäglichen Kommunikation empfunden haben dürften.

Hinsichtlich der Accommodation hat sich beim Hinzutreten und späteren völligen Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen nichts Grundsätzliches geändert. Hochdeutsch wie Niederdeutsch als nationale Kontaktsprachen waren durch ihre „strukturierte Heterogenität“³¹ gekennzeichnet, was einerseits die unmittelbare Anpassung an eine gesellschaftliche Norm erschwerte, da man

³⁰ Sprecher bzw. Schreiber des mittelalterlichen Lateins wie auch schon des spätantiken Vulgärlateins nutzen ja ganz bewusst die immer noch reichlich vorhandene Kasusmorphologie aus, um bei der Wortstellung eine weitgehende Parallelführung zu ihrer auch syntaktisch andersartigen Muttersprache herzustellen. Was für das klassische Latein eine bestenfalls hochmarkierte Wortstellung sein konnte, wird bei mehrsprachigen Sprechern in späterer Zeit zum Normalfall, weil sich so die Last der Beherrschung verschiedenartiger Codes in einem offenbar weniger wichtigen Bereich reduzieren lässt, ohne dass damit die Kommunikation ernsthaften Schaden erleidet.

³¹ So Reichmann (1980:515); und weiter: „Es untergliedert sich [...] nach der historischen, geographischen, sozialen und situativen Dimension in Historiolekte, Dialekte, Soziolekte und Situationsregister, und zwar nicht im Sinne definitiver Scheidungen, sondern im Sinne mannigfacher Überlagerungen und Überlappungen.“

ständig mit verschiedenartigen Varietäten konfrontiert war, von denen nicht alle der sozialen Norm entsprachen. Andererseits konnten bestimmte Wörter oder Strukturen aus einer bestimmten Varietät näher am bereits (zumindest passiv integrierten) Niederdeutschen liegen, was wiederum eine partielle Parallelführung der Codes der beiden deutschen Sprachen erheblich erleichterte.

Darüber hinaus haben noch die wechselseitige interdialektale Durchlässigkeit wie auch die nur schwach ausgeprägten Standardisierungen bei beiden deutschen Sprachen einen kreativen – und das heisst hier in bezug auf die skandinavischen Sprachen – einen integrativen Effekt gehabt. Oder anders formuliert, bei der Annahme einer mehrsprachigen Kompetenz als Normalfall ist es leichter möglich, wechselseitige Anpassungs- und Partizipationsphänomene bereits auf der Ebene der internalisierten Sprachcodes anzusiedeln; sie müssen also nicht als sekundäre Transferprozesse, die von aussen kommen, beschrieben werden. Die weiteren Forschungen innerhalb dieses neuen Paradigmas werden zeigen müssen, wie man sich diese drei- oder viersprachige multilektale Kompetenz mit ihren partiellen Überlappungen und Parallelführungen und unter Berücksichtigung des Erkennens von nur teilähnlichen Sprachstrukturen (wie im Fall der Semikommunikation bzw. einer rezeptiven Mehrsprachigkeit) im einzelnen vorzustellen hat.

Literaturverzeichnis

- Bandle, Oskar 1973. *Die Gliederung des Nordgermanischen*. Basel/Stuttgart. (Beiträge zur nordischen Philologie 1).
- Bichel, Ulf 1985. „161. Die Überlagerung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche.“ In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Werner Besch et al. (eds.). Berlin/New York. 2. Halbbd. S. 1865–1973. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2).
- Braunmüller, Kurt 1989. „Voraussetzungen für die Übernahme mittelniederdeutscher Sprachstrukturen in die skandinavischen Sprachen.“ In: *Niederdeutsch in Skandinavien II. Akten des 2. nordischen Symposiums ‚Niederdeutsch in Skandinavien‘ in Kopenhagen 18.–20. Mai 1987*. Karl Hyldgaard-Jensen et al. (eds.). Berlin etc. S. 9–29. (Beihefte zu ZfdPh 5). Wiederabgedruckt in: Braunmüller, Kurt/Diercks, Willy (eds.) 1993. *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen I*. Heidelberg. S. 137–160. (Sprachgeschichte 3).
- Braunmüller, Kurt 1995. „Semikommunikation und semiotische Strategien. Bausteine zu einem Modell für die Verständigung im Norden zur Zeit der Hanse.“ In: *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen II*. Kurt Braunmüller (ed.). Heidelberg. S. 35–70. (Sprachgeschichte 4).
- Braunmüller, Kurt 1996. „Parallelisme mellem tysk og de nordiske sprog – til brug i undervisningspraksis.“ In: *Kultur och språk. Rapport från Nordisk Lektorskonferens i Bonn*. Heiko Uecker (ed.). Kopenhagen. S. 59–72. (TemaNord 1996:527) [mit vielen Druckfehlern und Auslassungen!].
- Braunmüller, Kurt 1997. „Communication strategies in the area of the Hanseatic League: The approach by semi-communication.“ In: *Multilingua* 16, S. 365–373.
- Braunmüller, Kurt 1998. „Sprogkontakt i Hansetiden – en sammenfattende oversigt over Hamborg-projektet.“ In: *Språkkontakt i Norden i middelalderen, særlig i hansatiden*.

- Forskningsprogrammet Norden och Europa*. Ernst Håkon Jahr (ed.). Kopenhagen. S. 17–31. (Nord 1998:4).
- Coseriu, Eugenio 1974. *Synchrone, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München.
- Coseriu, Eugenio 1975. „System, Norm und Rede.“ In: *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien*. München. S. 11–101.
- Evers, Knut 1984. *Studien zu den Vorlagen des schwedischen neuen Testaments vom Jahre 1526*. Göteborg. (Göteborger germanistische Forschungen 26).
- Gernert, Hans Joachim 1987. „Die Entwicklung des Mittelniederdeutschen durch den Einfluss des Hochdeutschen in der Zeit der Reformation, unter besonderer Berücksichtigung des Rostocker Raums.“ In: *Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986*. P. Sture Ureland (ed.). Tübingen. S. 51–63. (Linguistische Arbeiten 191).
- Giles, Howard/Smith, Peter M. 1979. „Accommodation theory: optimal levels of convergence.“ In: *Language and social psychology*. Giles, Howard/St Clair, R. (eds.) Oxford, S. 45–65. (Language in Society 1).
- Hansen-Jaax, Dörte 1995. *Transfer bei Diglossie. Synchrone Sprachkontaktphänomene im Niederdeutschen*. Hamburg.
- Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter 1989. *Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*. Tübingen. (Germanistische Arbeitshefte 33).
- Jahr, Ernst Håkon 1994. „Språkkontakt og språkforandring i Norden i hansatida.“ In: *Dialektkontakt, språkkontakt och språkförändring i Norden*. [...]. Kotsinas, Ulla-Britt/Helgander, John (eds.): Stockholm. S. 23–37. (MINS 40).
- Kloss, Heinz 1978. *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. 2. erweiterte Aufl. Düsseldorf. (IdS 37).
- Möckelmann, Jochen 1968. *Deutsch-schwedische Sprachbeziehungen. Untersuchungen der Vorlagen der schwedischen Bibelübersetzungen von 1536 und des Lehngutes aus dem Deutschen in diesen Übersetzungen*. Göppingen. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 3).
- Nielsen, Yngvar 1877. „De dudesche Kopman unde de Norman. Et nedertysk Skrift fra det femtende Aarhundrede, indeholdende en Samtale mellem en Nordmand og en tydsk Kjøpmand i Bergen, – tilligemed Oplysinger om de gamle Bergenfarer-Kollegier i Lübeck og Bremen og deres Arkiver.“ In: *Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania Aar 1876, No. 8*. Christiania [Oslo].
- Nyström, Ingegerd 1985. *Studier i äldre nysvensk syntax II. Ledstruktur och ledföljd i bisatser*. Helsinki.
- Reichmann, Oskar 1980. „57. Nationalsprache.“ In: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Hans Peter Althaus et al. (eds.). Tübingen. 2. Aufl. S. 515–519.
- Rösler, Irmtraud 1997. *Satz – Text – Sprachhandeln. Syntaktische Normen der mittelniederdeutschen Sprache und ihre soziofunktionalen Determinanten*. Heidelberg. (Sprachgeschichte 5).
- Saussure, Ferdinand de 1967. *Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. Berlin [franz. Original: *Cour de linguistique générale*. Paris 1916].
- Schlieben-Lange, Brigitte 1997. „Alterität.“ In: *Reden gehalten am 27. Juni 1997 in Tübingen anlässlich des Erscheinens von Eugenio Coseriu* Die Sachen sagen, wie sie sind. Privatdruck (o. O.; o. ed.), S. 3–17.
- Stolt, Birgit 1964. *Die Sprachmischung in Luthers Tischreden. Studien zum Problem der Zweisprachigkeit*. Stockholm etc. (Stockholmer germanistische Forschungen 4).

- Thomason, Sarah Grey/Kaufman, Terrence 1988. *Language contact, creolization, and genetic linguistics*. Berkeley etc.
- Trudgill, Peter 1986. *Dialects in contact*. Oxford/New York.
- Trudgill, Peter 1994. „Language contact and dialect contact in linguistic change.“ In: *Dialektkontakt, språkkontakt och språkförändring i Norden*. [...]. Kotsinas, Ulla-Britt/Helgander, John (eds.): Stockholm. S. 13–22. (MINS 40).
- Weinreich, Uriel 1954. „Is a structural dialectology possible?“ In: *Word* 10, S. 388–400.
- Wollin, Lars 1987. „Birgitta, Erasmus und Luther. Lateinisch-schwedisch-deutscher Sprachkontakt im Spätmittelalter.“ In: *Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986*. Ureland, P. Sture (ed.). Tübingen. S. 203–229. (Linguistische Arbeiten 191).
- Zeevaert, Ludger (im Druck). „Deutscher Einfluss in frühen schwedischen Bibeldrucken – ein Beispiel für kontaktinduzierten Sprachenwandel.“ In: *Språkkontakt i Norden*. Ernst Håkon Jahr (ed.). Kopenhagen.